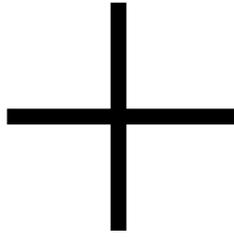


UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT



Ostern
2018

Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland
Jahrgang 64
Nr. 1

Aus Süßenberger Sicht: Assimilation, Integration, neue Heimat

Von Hans Poschmann

Die in den letzten Jahren nach Europa gekommenen Flüchtlinge haben bei vielen Bundesbürgern die Frage aufgeworfen, ob „wir das schaffen können“. Als Historiker hat Michael Schwartz die Lage der Vertriebenen nach 1945 in Ost- und Westdeutschland erforscht und in einem grundlegenden Werk von mehr als 1.000 Seiten dargestellt; auch er setzt ein Fragezeichen, „Mythos der Integration?“ Also scheint auch nach 70 Jahren die Frage noch nicht eindeutig beantwortet zu sein, aber die Wissenschaft erleichtert es, das Schicksal des Einzelnen in einen großen Zusammenhang einzuordnen und zu verstehen.

Am 2. Februar 1945 ging die Front über Süßenberg hinweg. Der Räumungsbefehl war zu spät gekommen, die Fluchtwege bereits abgeschnitten. Für die Bewohner von Süßenberg und viele Flüchtlinge aus dem östlichen Ermland und Ostpreußen begann nun die sog. Russenzeit. Davon hat Pfarrer Fittkau in seinem Buch „Mein 33. Jahr“ eindringlich Zeugnis abgelegt. Im Sommer 1945 trat neben die russische Militärverwaltung die polnische Zivilverwaltung, unter der die im Dorf verbliebenen Deutschen bis zu ihrer Vertreibung im November 1946 ums Überleben kämpften. Pfarrer Teschner verfasste nach seiner Ausweisung 1946 einen Rechenschaftsbericht über seine Arbeit während der „Russen“- und „Polenzeit“ in Wernegitten und Süßenberg. Bezeichnend ist die Zahl der Todesfälle in der jetzt vergrößerten Gemeinde: 101 Todesfälle waren allein 1945 zu beklagen, während in Friedenszeiten 15-20 Beerdigungen im Jahr anfielen.

Ein Brief vom 7. Mai 1946 beschreibt die Situation in Süßenberg: „Will wiederum versuchen, eine Nachricht an Euch zu senden. Habe

es im Herbst versucht, aber da wir bis jetzt ohne Nachricht von Euch sind, nehmen wir an, dass Euch unsere Zeilen nicht erreicht haben. Zuerst wollen wir Euch ein Grüß Gott zurufen, denn Gott ist es, der uns helfen kann und auf dessen Hilfe wir uns noch verlassen. ... Haben eine schwere Zeit hinter uns, und noch ganz schwer sieht die Zukunft aus, hauptsächlich in der Lebensmittelfrage. Unser Eigentum besteht noch aus dem, was wir anhaben, und dies sind zum Teil Lumpen. Von den Süßenbergern ist kaum ein Drittel hier. Einige sind ausgewandert (in andere Orte gezogen), aber die meisten haben auf dem Friedhof ihre Heimat gefunden. ... Wenn nicht bald andere Zeiten kommen, gehen wir alle zugrunde.“

Im Rahmen der „Repolonisierung der wiedergewonnenen Gebiete“ erfolgte am 13. November 1946 die Ausweisung der in Süßenberg verbliebenen Deutschen: „Es hielt uns nichts mehr in unserer einst so schönen Heimat.“ Ein Zug mit 60 Viehwaggonen, 36 Personen pro Wagen, brachte sie in einer sechstägigen Fahrt über Frankfurt an der Oder und Berlin nach Brandenburg. Ein Junge erinnert sich an eine Begegnung im Berliner Bahnhof: „Was wollt ihr hier? Hier gibt es keine Zukunft.“

„und noch ganz schwer sieht die Zukunft aus“

Das Quenz-Lager hatte während des Krieges Zwangsarbeitern in der Rüstungsindustrie als Unterkunft gedient, bot Platz für 1.500 Männer und Frauen, war seit 1943 Außenlager des Konzentrationslagers Ravensbrück/Fürstenberg gewesen und diente nun als Auffanglager für Vertriebene. Der hereinbrechende Winter sollte der strengste des 20. Jahrhunderts werden, wegen der

Lebensmittelknappheit auch „Hungerwinter“ genannt. Gegen Hunger und Kälte wehrten sich die Lagerinsassen, indem sie nachts auf den umliegenden Feldern Kohlstrünke sammelten und Kohle für die Öfen „organisierten“. Aber was half gegen die Ungewissheit über den Verbleib von Angehörigen und die dunkle Zukunft? Anfang Dezember erreichte ein Brief von Pfr. Fittkau seine Süßenberger Verwandten im Lager. Die Freude war groß, hatten die Süßenberger doch nun einen Ansprechpartner in ihren Nöten. Die beigelegten drei Hirtenbriefe von Bischof Kaller „gingen von Baracke zu Baracke, wo Süßenberger sind. ... Alle wollen sie lesen.“ Der Bischof war den Süßenbergern noch in bester Erinnerung, denn er hatte 1936 die Weihe der erweiterten Kapelle vorgenommen. Bischof Kaller fand in seinem Adventsbrief von 1945 wahrhaft tröstliche Worte: „Wir, Bischöfe, Priester und Volk, waren schon immer ein Herz und eine Seele, jetzt sind wir es noch viel mehr. Gemeinsames Leid, gemeinsames festes Gottvertrauen hat uns noch mehr zusammen geschmiedet.“ Er verstand es Hoffnung zu geben, „auch wenn jetzt kaum eine Möglichkeit zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft sich bietet“.

Bischof Kaller war zweimal gezwungen worden, das Bistum Ermland zu verlassen. Im Hirtenbrief vom September 1945 weist er eindringlich und unmissverständlich den einzigen Weg in die Zukunft: „Aus tiefster Überzeugung erkläre ich darum, dass ich es nicht für richtig halte, nach Ostpreußen zurückzukehren. ... Unsere Heimat ist uns verloren. Das ist hart. Aber an harten Tatsachen dürfen wir nicht vorübergehen. Unsere Trauer über

Fortsetzung auf Seite 11

Vereinsnachrichten Vorankündigung

Die nächste **Mitgliederversammlung**, auf der u.a. ein neuer Vorstand zu wählen ist, und eine damit verbundene kleine **Tagung** finden am **Samstag, 22. September 2018**, im Zentrum für Historische Forschung **Berlin** der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin statt: Anreise Freitag, Rückreise Sonntag.

Im Hinblick auf die Gründung der altpreußischen Diözesen vor 775 Jahren (1243-2018) ist ein Vortrag *Die Prälaten und Kanoniker des ermländischen Domkapitels bis zum Jahr 1466* vorgesehen.

Ferner stehen vergleichende Beiträge zu Integration und Alltag der Vertriebenen und Umsiedler in der Bundesrepublik Deutschland, der DDR, Polen und dem Oblast Kaliningrad in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Programm.

Nähere Informationen und die förmliche Einladung zur Mitgliederversammlung folgen im Sommerbrief.

ZGAE 61 (2017)

Das Jahrbuch enthält u.a. einen Aufsatz über die Diaspora des Bistums Ermland im Jahre 1941 und Rezensionen zur Frage der Polonisierung der Kirchenstrukturen in Ostdeutschland durch Kardinal Hlond im Jahre 1945 sowie zur Problematik der Erinnerung an Flucht und Vertreibung in der Bundesrepublik Deutschland.

Leider hat sich die Fertigstellung des Bandes erneut verzögert. Mit dem Versand an die Mitglieder ist im April zu rechnen. Wir bitten unsere Mitglieder um Verständnis.

Redaktionsanschrift:
Dr. Hans-Jürgen Karp
Behringstr. 44 d
D-22763 Hamburg
Tel. +49 (40) 39 89 33 00
E-mail: karp@staff.uni-marburg.de

Fortsetzung von Seite I

die verlorene Heimat muss sich trösten und aufrichten lassen.“ Als tatkräftiger Mensch gibt er seinen Diözesanen praktische Hinweise, wie sie sich neue Heimat schaffen können: „Sucht Euch Arbeit! Stemmt Euch in die Aufbauarbeit, an welcher Stelle auch immer. Das heute oft zitierte Wort: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, steht in der heiligen Schrift.“ Wer könnte es heute noch wagen, einen solchen Rat zu erteilen? Der Neuanfang müsse sich am Beispiel der Vorfahren orientieren: „klein, bescheiden, zäh, fleißig, unverdrossen, sparsam, einmütig, hilfsbereit untereinander und dankbar denen, die Flüchtlinge brüderlich aufnehmen. Neu anfangen, aber auf den altbewährten Wegen der Gerechtigkeit und Caritas.“ Wie einer, der die Hand an den Pflug legt und nicht mehr zurückschaut (Lukas 9,62), ging Bischof Kaller an seine neue Aufgabe als Sonderbeauftragter des Papstes für die Heimatvertriebenen heran.

Das Lager war „die Stunde Null“ dieses Neuanfangs: Was wird werden? Wann kommen wir endlich aus dem Lager? Wo sollen wir wohnen? Wie bekomme ich eine Zugangsgenehmigung zu meinen Verwandten in der Westzone? Wie finde ich meinen Mann, meine Kinder wieder? Wo gibt es Arbeit, Schule oder Ausbildung für die Kinder? Mit all diesen Sorgen konnten sich die Süßenberger nun vertrauensvoll an ihren Pfarrer wenden.

Vor Weihnachten 1946 begann die Verteilung auf weitere Lager oder Dörfer in Brandenburg und um Berlin, und Anfang des neuen Jahres war die Zuweisung abgeschlossen. Von nun an musste jede Familie ihren eigenen Weg finden. Das Einwohnerverzeichnis der Süßenberger Chronik von 1988 erfasst 525 Personen. Davon blieben etwa zehn Personen im Ermland, zwei Familien wanderten nach Kanada aus, etwa ein Drittel gründete eine Existenz in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR, und zwei Drittel suchten eine neue Heimat in der Bundesrepublik.

Im Rückblick wird bewusst, dass diese zwei Jahre gemeinsam ertragener Not auch die Beziehungen der Dorfbewohner untereinander verändert hatten: „Ob zu Hause Bauer oder Handwerker, jetzt haben wir ein und dasselbe Elend.“ Die sozialen Unterschiede waren aufgehoben, und es entstand eine Schicksalsgemeinschaft, die auch heute noch bei Begegnungen trägt.

In der Zerstreung

In Ost und West wurden die Vertriebenen in wenig besiedelten und wirtschaftsschwachen ländlichen Regionen untergebracht. Wie war die Aufnahme in dem verkleinerten, vom Krieg zerstörten

Deutschland? Die Historiker sind sich einig: „In allen Besatzungszonen fühlten sich Vertriebene von den Alteingesessenen materiell und kulturell diskriminiert.“ Viele Briefschreiber litten unter der menschlichen Kälte und Gleichgültigkeit, dem Misstrauen, den verschlossenen Herzen und fühlten sich arm, einsam und verlassen. Gleichwohl wird auch von einer spontanen Decken- und Kleidersammlung für die zugewiesenen Flüchtlinge berichtet.

Wer die Briefe liest, hat den Eindruck, dass der Nahrungsmangel im Winter 1946/47 in der SBZ größer war als in den Westzonen. „Wir haben Kartoffelkarton, aber bekommen keine Kartoffeln, haben nichts zu essen, gehen täglich Sauerampfer, Brennnessel und Melde sammeln zu Suppe.“ Kartoffeln musste man sich erbetteln.

Nur schwer zu ertragen war die Diasporasituation für die aus einem geschlossenen katholischen Milieu kommenden Ermländer: „Alle vier Wochen einmal Gottesdienst in einer protestantischen Kirche in der 5 km entfernten Kleinstadt... Der Sonntag ohne Kirche ist immer der am schwersten zu ertragende Tag.“ Auch die andere Lebensart macht den Süßenbergern zu schaffen: „... es ist wirklich ein schweres Leben unter solch lauen Andersgläubigen zu leben. Sie leben nur für Tanz und immer wieder Tanz, in all dem Elend. Da kann man nur sagen: Herr, erbarme dich unser!“

Besonders schwer hatte es die erste Generation der Vertriebenen, also die Väter, sofern sie den Krieg oder die Verschleppung überlebt hatten, vor allem aber die Mütter, die nun mit ihren Kindern allein standen. „Uns ist ja ganz gleich, wo wir sind. Die Hauptsache ist, meine Schwägerin und ich bekämen Arbeit. Wir sind ja darin wirklich nicht mehr verwöhnt. In Polen haben wir ja immer alle Arbeiten verrichten müssen. Meine Lage ist ja ganz trostlos. Man ist ja vollständig verarmt. Und nur die Arbeit hilft über manches Schwere hinweg.“ Welche Zukunft hatten sie noch zu erwarten? Die erste Generation hat im Osten wie im Westen bestenfalls ein neues Zuhause gefunden, aber keine neue Heimat. Sie hatte ihre Wurzeln in Süßenberg und lebte aus den dortigen Quellen: Alte Bäume kann man nicht mehr verpflanzen.

Süßenberger Treffen im Osten

Pfarrer Fittkau war Ende August 1945 durch das Wohlwollen des tatarischen Arztes aus dem Lager nördlich des Polarkreises auf die Heimreise geschickt worden, kam im Gertrauden-Krankenhaus in Berlin wieder zu Kräften, und nachdem er seine Eltern gefunden hatte, half er Bischof Kaller als Sekretär in

Wiedenbrück und Frankfurt am Main, die verstreuten Ermländer zu sammeln. Unter den Tausenden von Briefen, die dort eingingen, befinden sich auch 172 Briefe von Süßenbergern an ihren Pfarrer, aus denen hier zitiert wird. Sie geben Zeugnis von den Problemen der Eingliederung in den Jahren 1946 - 1950. Nach dem Tod Kallers unternahm Pfr. Fittkau eine Bettelreise durch die Schweiz, von der er unter anderem 75 Fahrräder für die Diaspora in der SBZ mitbrachte, aber auch Kleidung, Schuhe, Büchsenmilch, Fett und anderes Lebensmittel. Bevor er 1949 im Auftrag des Bonifatius-Vereins seine zwölfjährige Sammelaktion in den USA begann, gelang es ihm, in der SBZ lebende Süßenberger am Himmelfahrtstag 1948 im Berliner Gertrauden-Krankenhaus zu versammeln. Etwa 80 Dorfbewohner konnten an diesem ersten und einzigen ermländischen Dorftreffen von Vertriebenen in der SBZ/DDR teilnehmen. „Als Herr Pfarrer Fittkau dann jeden Einzelnen mit viel Freude begrüßte - auch mich kleine Haushaltungsschülerin - war es, als schrumpften die Jahre zusammen und wir waren wieder in Süßenberg.“

In der amerikanischen Ausgabe seines Buches „Mein 33. Jahr“ beschreibt Pfarrer im Nachwort ausführlich dieses Wiedersehen. „Das waren die Menschen, zu denen ich wenige Jahre zuvor wie selbstverständlich gekommen war, um ihnen ... zu dienen. Ich sah mit dem Bischof, dass sie noch immer meine Gemeinde waren, und ich hatte ihr Priester zu sein. Es war meine Aufgabe, ihnen den Sinn ihres Lebens zu erschließen, den Sinn all dessen, was mit ihnen geschehen war und noch auf sie zukam.“ Trost und konkrete Hilfe mit Spenden aus der Schweiz konnte er ihnen geben, aber wie konnte er auf die immer wieder zu hörende Frage „Wann kommen wir zurück?“ antworten? Erst in der Fremde war den Süßenbergern bewusst geworden, was sie alles mit der Heimat verloren hatten. Als Seelsorger verwies Pfarrer Fittkau auf das Evangelium des Tages: „So behutsam, wie ich konnte, gab ich ihnen zu verstehen, sie hätten wie die Apostel die Lektion Christi noch nicht gelernt, wenn sie nur an die Rückkehr nach Süßenberg dächten.“ Vorrangig waren Trost und konkrete Hilfe wie Kleidung, Schuhe, Fett, Familienzusammenführung, Vermittlung von Arbeitsstellen, Stipendien zum Besuch von weiterführenden Schulen und anderes mehr. Die politische Zukunft stellte er Gott anheim, wie es in dem von ihm formulierten „Gebet in der Fremde“ heißt: „Wenn es Dein Wille ist, gib uns die alte Heimat zurück! Wenn Du es aber anders willst, hilf uns neue Heimat schaffen und neuen Beginn setzen in der Fremde.“

Assimilation in der SBZ/DDR: „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt ...“

Von 12,2 Millionen 1950 registrierter Vertriebenen befanden sich 8,1 Millionen im Westen, 4,1 im Osten, aber der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung war in SBZ/DDR mit 24,1% höher als im Westen. Im Auftrag der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland wurde im September 1945 die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler geschaffen. Ihr oblag die Errichtung von Aufnahmelagern, die medizinische Versorgung, die Erfassung der Personen, Beschaffung von Wohnraum, Verteilung von Lebensmittelkarten und die Vermittlung von Arbeit. Dieser Katalog besagt noch nichts über die tatsächliche Durchführung dieses Programms; jedenfalls finden sich in Briefen von 1947/48 Klagen über Hunger, wertlose Lebensmittelkarten, fehlende Kleidung und Schuhe, Mangel an Heizmaterial und Geld.

Es entsprach dem Geist des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945, das eine „humane Überführung“ der Deutschen aus den östlichen Siedlungsgebieten beschloss, die Vertriebenen und Flüchtlinge beschönigend „Umsiedler“ zu nennen. Im Görlitzer Vertrag von 1950 bestätigte die DDR die Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens, und folgerichtig war nun von „ehemaligen Umsiedlern“ die Rede. Die erfolgreiche „Lösung des Umsiedlerproblems“ wurde 1952/53 verkündet. Damit war den Vertriebenen in der SBZ endgültig jede Hoffnung auf Rückkehr genommen. Wer dennoch davon sprach, machte sich des Revanchismus schuldig. Das führte gelegentlich zu Schwierigkeiten bei der Angabe der Personaldaten: „Geboren in Süßenberg? Wo liegt das? In Ostpreußen. Das gibt es nicht mehr, das ist Polen.“ Erst nach der Wiedervereinigung konnten sich die „Umsiedler“ der DDR offiziell als Vertriebene registrieren lassen.

Nach der Bodenreform sollte das „Neubauernprogramm“ zur Integration der Vertriebenen beitragen: Die Umverteilung des Großgrundbesitzes bot auch etwa 91.000 Vertriebenen die Chance, einen acht Hektar großen „Neubauernhof“ und staatliche Subventionen zu erhalten. Dazu ein Kommentar eines Süßenberger Neubauern: „Wohl habe ich eine Siedlung von 10 ha Größe, bietet aber dem Mittellosen keinen Aufstieg. Die neue Geldwährung gibt dem Neusiedler den Gnadenstoß.“ Außerdem wurde die Selbständigkeit schon ab 1952 durch die Einführung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) beendet.

Des Weiteren muss hier vom „Koalitionsverbot“ gesprochen werden, auf das sich die Alliierten verständ-

Fortsetzung auf Seite III

Fortsetzung von Seite II

dig hatten, so dass es den Vertriebenen verboten war, sich in Verbänden zu organisieren, was aber in Westdeutschland nicht lange galt. Versuche von Vertriebenen in der DDR, sich nun in gleicher Weise zusammenzuschließen wie im Westen, wurden am 10. Mai 1953 gewaltsam unterbunden. Mit einem Großeinsatz sprengte die Polizei eine Versammlung von „Umsiedlern“ im Zoo von Halle und erfasste die Personalien von 2.000 Menschen. In der Konsequenz dieser Politik wurden auch keine „Ermlandbriefe“ oder Bücher wie „Mein 33. Jahr“ über die Grenze gelassen. „Das Buch habe ich in drei Nächten bei meiner Kusine im Westen gelesen, ich durfte es ja nicht mitnehmen.“ Dennoch war das Buch auch in der DDR vorhanden und wurde heimlich weitergereicht: „Meine atheistische Bekannte hat dieses Buch, obwohl verboten, zweimal gelesen und war tief beeindruckt.“ Alle diese Maßnahmen zielten auf eine Assimilierung, eine zwanghafte Anpassung und Gleichmachung im „ersten sozialistischen Staat auf deutschem Boden“, die dazu führte, dass fast 1 Million der Ostflüchtlinge nun zu Republik- oder Zonenflüchtlingen wurde. Letzten Endes blieb nur ein Drittel der Süßenberger Familien in der DDR. Besonders schmerzhaft traf es 16 Familien, die durch den „Eisernen Vorhang“ des nun beginnenden „Kalten Krieges“ getrennt wurden.

Welche Chancen boten sich nun der zweiten Generation der Vertriebenen, also den Kindern in dem „aus Ruinen entstehenden neuen, sozialistischen Deutschland“? Die älteren Jahrgänge hatten zwei Schuljahre im polnisch verwalteten Ostpreußen verloren, machten noch einen notdürftigen Abschluss und mussten vor allem in der Landwirtschaft und später in der Industrie als Arbeiter ein Auskommen finden. Wer schulpflichtig war, begann noch einmal in der 5. Klasse mit der Einführung in den Russisch-Unterricht und erreichte dann im Schnelldurchlauf die 8. Klasse. Für eine weiterführende Schule bis zum Abitur war jedoch die Teilnahme am politischen Leben in der FDJ und der Jugendweihe Bedingung. Manche Familie lehnte das jedoch ab: „Wir sind katholisch. Wir haben unseren Glauben.“ Das bedeutete z.B. für eine Süßenbergerin vom Jahrgang 1934, dass ihr nach der Entlassung aus der 8. Klasse „reine Männerberufe“ wie Schlosser, Dachdecker und Anstreicher angeboten wurden. Ihr schwebte aber ein sozialer Beruf vor, den sie nur in einem Kloster verwirklichen konnte. Rückblickend sagt sie ohne Bitterkeit, aber in starkem Gottvertrauen: „Wir wurden wie jeder andere Bürger der DDR behandelt. Goppeln bleibt meine erste Heimat.

Die zweite ist der Himmel.“ Kinder aus Arbeiter- und Bauernfamilien wurden gefördert, sofern sie am politischen Leben der Schule teilnahmen, so dass bei den jüngeren Jahrgängen unter den Süßenbergern auch eine Zahnärztin, ein Ingenieur und zwei Lehrer zu finden sind. Sie nutzen diese Chance, konnten ihre Begabungen entfalten, aufsteigen, eine Familie gründen, und die DDR wurde ihnen zur Heimat, bis das System zusammenbrach. Für diejenigen, die ehrlich an die Zukunft eines neuen Deutschlands im Sozialismus geglaubt hatten, war das eine schmerzliche Erfahrung, denn mit dem Fall der Mauer war auch ihre Identität in Frage gestellt, für die meisten aber war es ein lang ersehnter Moment.

Integration

in den Westen Deutschlands

„Ein tiefer Graben trennt unser armes, von Wunden zerrissenes Volk in zwei Hälften. Es ist der Graben der Not und des Unverständnisses. Auf der einen Seite stehen die gänzlich Verarmten, die Flüchtlinge. Unter ihnen stehe ich, unter dem Volk, das aus dem Osten gekommen ist. Am jenseitigen Ufer des Grabens stehen die anderen, die noch Besitz und Heimat haben.“ Diese nichts beschönigende Analyse der deutschen Verhältnisse, die Bischof Kaller 1947 vornahm, wird heute von der historischen Forschung bestätigt. Sie bezog sich auf das gesamte Deutschland. Die Anfangsprobleme waren ja die gleichen: Aufnahmelager, behelfsmäßige Barackenunterkünfte, Unterbringung in Heimen, amtliche Zuweisung in Wohnungen, schwierige Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidern, Arbeit allenfalls auf dem Land und oftmals das Misstrauen oder der Unwillen der aufnehmenden Bevölkerung.

Der Anteil der Vertriebenen in der Bundesrepublik 1950 betrug 15,7%, aber dieser Teil der Bevölkerung beschäftigte die Politik, die Behörden und die Gesellschaft mehr und länger als den SED-Staat mit 24,1% Anteil. Die DDR wollte eine Assimilierung durch Verbote und Gesetze erzwingen, während die Bundesrepublik bei der Integration auf Hilfen zur Selbsthilfe und auf die Selbstverantwortung der Vertriebenen setzte. Außerdem dauern Entscheidungsprozesse unter demokratischen Bedingungen länger. Die Furcht vor dem Pulverfass Vermassung und Politisierung der Flüchtlinge wurde nicht zum Tabu erklärt, sondern in der Öffentlichkeit diskutiert: „Alle diese Menschen werden ohne jede Habe, ohne die Möglichkeit einer Existenzgründung in Westdeutschland zusammengewürfelt. Es ist nicht abzusehen, wie diese aus der Heimat vertriebenen Massen nicht zu friedlosen und friedensstörenden Ele-

menten werden sollen.“ Dieser fast hilflos klingende Satz findet sich in einem Hirtenbrief der Kölner und Paderborner Kirchenprovinz, die 1946 in Werl tagte. Optimistisch sah vier Jahre später die westdeutsche Wirtschaft in die Zukunft: „Die Ostvertriebenen werden nicht zu einem radikalisiert-aktiven oder stumpf-passiv dahin vegetierenden Barackenproletariat werden; sie sind vielmehr dazu befähigt, stärkste Antriebskräfte für einen Umbau des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens hier bei uns zu entwickeln“, so berichtet „Die Zeit“ am 26. 10. 1950. Was sie dazu befähige, seien starke Begabungen, situationsbedingte außergewöhnliche Energien, Arbeitswilligkeit und leidenschaftlicher Wille zu persönlichem Aufstieg.

Während die Propaganda in der SBZ 1948 das Umsiedlerproblem für gelöst erklärte, wurde in der Bundesrepublik 1949 erstmalig ein Vertriebenenministerium eingerichtet, das bis 1969 bestand. Die Diskussionen über eine Rückkehr in die verlorene Heimat ebten nach 1970 mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Linie durch die Bundesrepublik im Warschauer Vertrag allmählich ab. Von da an gewann die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der deutschen Schuld am Zweiten Weltkrieg mehr und mehr an Bedeutung.

Als Kernstück der Integrationspolitik gilt das Lastenausgleichsgesetz von 1952. Es trug viel zur Anerkennung der Opfer der Vertriebenen bei. Ein Teil des Lastenausgleichs floss auch in den sozialen Wohnungsbau. So erwuchs auf dem Gelände einer ehemaligen Munitionsfabrik eine ganze Stadt für 10.000 Flüchtlinge, Espelkamp; bei Ahrbrück wurde eine Ermländer-Siedlung gegründet, und in vielen Städten erinnern noch die Straßennamen an Neubauten für Vertriebene: zum Beispiel die Königsberger-, Breslauer- und Stettiner Straße in Kevelaer, damals im Volk „Klein Moskau“ genannt. Ein Erfolg waren die Nebenerwerbssiedlungen mit Stall und einem großen Garten. Aber ein Neuanfang als selbständiger Bauer war auch im Westen schwierig: „Es ist keine Existenz, was uns hier geboten wird. ... Wir scheuen alle nicht Arbeit und Mühsal, wenn wir die Aussicht haben, unserer nachfolgenden Generation ein erträgliches Leben zu ermöglichen. Aber 15 Morgen karges Eifelland sind ein Hungerleben.“ Das alles trug zur Befriedung der Elterngeneration bei, aber Schmerz und Trauer über die verlorene Heimat blieben.

Der Optimismus der Wirtschaft stützte sich vor allem auf die junge Generation der Vertriebenen und betrifft die 50er Jahre. Wer nicht mehr schulpflichtig war, musste sich nach einer Arbeit umsehen,

oft in der Landwirtschaft, in einem Haushalt oder im Ruhrgebiet im Bergbau. Viele der Süßenberger Mädchen suchten, in sozialen und pflegerischen Berufen Fuß zu fassen. Katholische Krankenhäuser und Heime waren zur Aufnahme bereit. Zwar fing man unten an, hatte aber gleichzeitig ein Dach über dem Kopf und die Hoffnung auf eine Ausbildung. Zu den Voraussetzungen des wirtschaftlichen Erfolgs gehörte auch die Mobilität, Arbeit da anzunehmen, wo es sie gab. Das Beispiel eines Mädchens vom Jahrgang 1936 mag das verdeutlichen: Lager Brandenburg, Krahne, schwarz über die Zonengrenze nach Wolfsburg, Bingen, Kinderheim Krefeld, Frauenfachschule in Vallendar, Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in Wuppertal, erste Stelle 1955 in Mönchengladbach. Manche machten eine Ausbildung in einem von Schwestern geleiteten Haus und traten dort in den Orden ein, ein Junge wurde Priester, drei wählten den Lehrberuf. Das von Bischof Kaller angeregte und von Pfr. Dr. Tillmann gegründete Studienwerk ermöglichte heimatvertriebenen Schülern den Schulbesuch bis zum Abitur. Die so geförderten Schüler sind ihm heute noch dafür dankbar. Aber von Chancengleichheit beim Start ins Leben kann man bei diesen Ausnahmen auch in der Bundesrepublik nicht sprechen. Außerdem wurde diese Förderung mit der Trennung von der Familie bezahlt, manchmal sogar noch erschwert durch die politische Teilung: Der Sohn studierte im Westen, und die Mutter lebte im Osten.

Leichter hatten es die Jüngeren der zweiten Generation. Kinder passen sich sehr schnell einer neuen Umgebung an, sie möchten so sein wie die anderen. Dabei erfolgt die erste Anpassung über die Sprache. Der Sechsjährige hatte sehr schnell verstanden, dass die Straßenbahn in Krefeld keine „Ollektrische“ war sondern eine „Stroatebahn“. Während die Eltern den ermländischen Dialekt bewahrten, übernahmen die jüngeren Kinder sehr schnell den rheinischen, Berliner oder sächsischen Tonfall. Das Kölner Karnevalslied von 1948 nimmt dieses Bemühen um Anpassung humoristisch aufs Korn, weist aber gleichzeitig die Fremden zurück in ihre Grenzen: „Wer nit Blootwoorsch sagen kann, dat is 'ne Imi, 'ne Imi, 'ne imitierte Kölsche ganz gewiss“. Imitation aber reicht noch nicht aus, um wirklich integriert zu sein.

Was aber geschah mit der Vergangenheit? Nicht alle konnten oder wollten sich der Erinnerung stellen und zogen einen radikalen Schlussstrich unter dieses Kapitel. Als Pfarrer Ernst Laws 1958 im

Fortsetzung auf Seite IV

Fortsetzung von Seite III

Ermländischen Hauskalender „Mein 33. Jahr“ vorstellte, legte er es den Lesern mahnend ans Herz, die „das wirtschaftswunderliche Westdeutschland satt und bequem gemacht hat, so dass wir nicht mehr wissen wollen, was einstens war und was keineswegs schon endgültig überstanden ist.“ Integration geht über sprachliche Anpassung, Eingliederung in einen Arbeitsprozess oder Wohlstand in einer neuen Umgebung hinaus und bedeutet eine Identität finden, die Herkunft und Vergangenheit umschließt, im Fall der Vertriebenen ein langwieriger und schwieriger Prozess.

Süßenberger Treffen in Werl

Prof. Fittkau ergriff im Advent 1974 erneut eine Initiative, „damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren“, und schickte eine Liste aller Einwohner und Haushalte der Gemeinde von 1936, mit der Bitte um Ergänzung, um eine Übersicht über alle Verluste durch Krieg und Vertreibung und über den Verbleib der Überlebenden zu gewinnen. Zum Treffpunkt wurde nun bei der Wallfahrt nach Werl die Walburgis-Schule, die 2016 zum letzten Mal zur Verfügung stand. Eine rege Aktivität konnte sich entfalten, „so dass in gemeinsamer Anstrengung unser Dorf wieder lebendig würde“: Kalender, Dorfchronik, Kochbuch, Süßenberger Briefe, Patenschaft für die ukrainische Ausgabe von „Mein 33. Jahr“ und 1994 die Fahrt von 47 Süßenbergern zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Kirche zusammen mit Bewohnern von Jarandowo, die zum Teil auch als „Umsiedler“ Flucht und Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat in der Ukraine oder Ostpolen erlebt hatten und nun schon in der dritten Generation dort leben. Den jetzigen Bewohnern galt der auf richtige Wunsch, dass Jarandowo ihnen zur Heimat werden möge: „Nur so kann unser Dorf weiter leben.“

Bei der Arbeit an der Dorfgeschichte wurde die Teilung der Bewohner in Ost und West schmerzlich bewusst, denn die Anschriften der in der DDR lebenden Dorfbewohner konnten aus Sicherheitsgründen nicht aufgenommen werden. Umso größer war die Freude, Süßenberger aus den neuen Bundesländern, die im eigenen Auto angereist waren, beim Jubiläum begrüßen zu können.

„Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland“

Mit großem Jubel wurde 1989 in Ost und West der Fall der Mauer gefeiert. Endlich erlangten die Menschen in der DDR die Freiheit, die

der Westen mit dem Ende des Krieges gewonnen hatte. Westdeutschland war davon noch stärker überrascht als der Osten, hatte doch die Politik des Wandels durch Annäherung zur Anerkennung einer DDR-Staatsbürgerschaft führen sollen. Spontane Einladungen erfolgten, und Süßenberger aus dem Osten konnten endlich den Rhein erleben. Ermlandbriefe wurden nun auch in den Osten versandt: „Viele freudige Dankbriefe, manche unter Tränen geschrieben, haben uns erreicht“, heißt es Ostern 1990. Engelberg-Busse brachten zum ersten Mal Pilger aus Ostdeutschland zur Wallfahrt nach Werl: „Schon die Gemeinschaft mit den Wallfahrern von Berlin, die Verabschiedung und der Segen für die Wallfahrt ... waren so beeindruckend und ganz ungewohnt, dass ich das alles kaum fassen konnte. Dann der große Gottesdienst in Werl mit den vielen Priestern und der höheren Geistlichkeit - nur Staunen und Ergriffenheit!“ Süßenberger suchten den Kontakt zu früheren Schulkameraden, und Geschwister, die sich im Lauf der Zeit voneinander entfernt hatten, nahmen wieder Kontakt auf. Erst als die Begeisterung über die Wiedervereinigung abklang, wurde der Graben sichtbar, den 40 Jahre gegensätzlicher Politik hinterlassen hatten. Die Bundesrepublik hatte sich nach Westeuropa und Amerika orientiert, und aus der Versöhnung mit Frankreich entstand eine deutsch-französische Freundschaft, aber eine dem entsprechende Öffnung nach Polen blieb in der DDR aus. Während Westdeutschland auf Europa setzte, blieb den Menschen in der DDR nur die Hoffnung auf den Bruder in Westdeutschland. Dort aber hatte sich ein ausgesprochener Individualismus herausgebildet, während die DDR auf dem Kollektiv aufbaute. Das hatte das Verhalten der Menschen in beiden „Deutschländern“ verändert, „Wessis“ und „Ossis“ hatten sich herausgebildet. Das Volk hatte zwar die Freiheit erkämpft und auch die staatliche Einheit erlangt, aber Einigkeit oder Gleichheit im Alltag ist auch heute noch nicht erreicht. Viel Verständnis wird von beiden Seiten verlangt. Angesichts der neuen Schwierigkeiten im vereinten Deutschland geht mancher verklärende Blick zurück; aber diese Versuchung bremst nur den Elan, die Herausforderungen der Zukunft anzunehmen.

Ein Glücksfall war der Fall der Mauer auch für „Mein 33. Jahr“, weil nun eine Ausgabe im Ostberliner Union Verlag verlegt werden konnte. Gerhard Fittkau widmet diese Auflage besonders „... den vielen Vergessenen und Verstummten aus der ostdeutschen Heimat, die mit uns durch das 'Tal des Todes' geführt wurden und einen hohen Preis für das Geschenk neuer Heimat gezahlt haben“.

Die Enkel

Chancengleichheit herzustellen ist schon lange ein Ziel der Politik. Aber weder in der Bundesrepublik noch in der DDR hatten Flüchtlinge in der ersten und zweiten Generation die gleichen Entfaltungsmöglichkeiten wie die Einheimischen. Erst die Generation der Enkel, die hier Wurzeln schlagen konnte und aus den hiesigen Quellen ihr Wasser zog, startete unter den gleichen Voraussetzungen. Dafür stehen so ermländisch klingende Namen wie Wolf-Dieter Poschmann als Sportreporter, Winfried Kretschmann als Ministerpräsident von Baden-Württemberg, der Kölner Erzbischof und Kardinal Rainer Maria Woelki oder Beate Baumann mit Süßenberger Wurzeln als Büroleiterin im Kanzleramt.

Marion Poschmann, eine mehrfach ausgezeichnete Lyrikerin, stellt in ihrem Roman „Die Sonnenposition“ dar, wie die dunkle deutsche Vergangenheit noch die Generation der Enkel einholt und nicht mehr loslässt. Der Erzähler, im Rheinland geboren und aufgewachsen, findet nach der Wende eine Stelle als Psychotherapeut in einer Heilanstalt auf Schloss Sonnenstein bei Dresden, da wo sein Vater nach der Vertreibung im Lager aufgefangen wurde, übrigens auch Süßenberger. Er analysiert die Erkrankungen seiner Patienten und auch sein bisheriges Leben, und auf diese Art und Weise entsteht ein scharfes Bild vom vergangenen und gegenwärtigen Deutschland, „was der Alltag sonst wie eine Wolkenschicht gnädig verdeckt.“ Die Orientierung, die die Eltern ihm durch Beispiel und Erziehung mitgegeben haben - „im Zweifelsfalle helfe Arbeit, zweitens Heirat, drittens das Gebet“, - kann ihn nicht mehr überzeugen. Die Basis für Solidarität in der Gesellschaft scheint weggebrochen zu sein: „Alles ist wahr, und auch das Gegenteil.“ Dieses Nachdenken beflügelt ihn nicht, sondern lähmt ihn, so dass er am Ende die Heilanstalt nicht mehr verlassen will, Arzt und Patient in einem. Zu den Enkeln zählt aber auch „Die Gemeinschaft Junges Ermland“, die sich schon im Namen zum Erbe der verlorenen Heimat bekennt und die in der Begegnung mit Osteuropa und insbesondere mit Polen eine Zukunftsaufgabe sieht.

Heimat gefunden?

Das Augustblatt des Süßenberger Kalenders zeigt ein Foto von der Kornernte im alten Ermland und darunter einen Satz von Domherr Dr. Bruno Schwark: „Gottes Saat sind auch wir, und in weitem Wurf hat er uns Ermländer überallhin ausgestreut. ... Blühe, wo du gesät bist!“ Das ist ein schönes Bild, das einem gläubigen Menschen Zuversicht und Hoffnung gibt. Dieses Gottvertrauen hat vielen Vertriebenen die Integration erleichtert und

den Einzelnen angespornt, seine Talente zu nutzen, um neue Heimat aufzubauen; das zieht sich wie ein roter Faden durch diesen Rückblick. Auch Helmut Kohls Bild von den „blühenden Landschaften“, die nach der Wiedervereinigung in Ostdeutschland erstehen würden, gründet in diesem Gottvertrauen. Die Politik muss nur die Voraussetzungen dafür schaffen, dass das Talent des Einzelnen zum Wohl des Ganzen erblühen kann. So sind im Westen die Flüchtlinge dank einer Politik der Eingliederung nicht zu „friedlosen und friedensstörenden Elementen“ geworden. Bei der friedlichen Revolution im Osten spielte die Flüchtlingsfrage keine Rolle, aber sie gehört zu den vielen bitteren Tropfen von Bevormundung, Unterdrückung, Ungeduld und Zwang, die das Fass zum Überlaufen brachten.

Die aktuelle Flüchtlingsfrage steht vor noch größeren Aufgaben. Zwar ist die Zahl der Flüchtlinge geringer und die materiellen Voraussetzungen zur Aufnahme sind besser als nach dem Krieg, aber die Fremden unterscheiden sich nach Sprache, Herkunft, Kultur und Religion stärker von den Einheimischen als die Ostflüchtlinge 1945. Ablehnung und Misstrauen führen heute bei nicht wenigen zu Fremdenhass und Aggression. Die materielle Sicherheit erschwert manchmal die notwendige Auseinandersetzung mit der Kultur des Gastlandes, und das Gastland selber scheint sich seiner Identität nicht mehr sicher zu sein, wie die Debatte über die deutsche Leitkultur beweist. Erst die nächsten Generationen werden zeigen, ob „wir das schaffen“.

Benutzte Literatur:

- Bischof Kaller spricht. Hirtenbriefe des Flüchtlingsbischofs Maximilian Kaller. Hrsg. v. Paul Kewitsch. Lippstadt 1951.
- Süßenberg im Ermland, Das Dorf am Kapellenberg. Selbstverlag 1988.
- Gelebter Glaube – Hoffen auf Heimat. Katholische Vertriebene im Bistum Münster. Hrsg. v. Michael Hirschfeld und Markus Trautmann, Münster 1999.
- Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945-1950. Dokumente aus polnischen Archiven. Hrsg. von Włodzimierz Borodziej und Hans Lemberg. Bd. 1. Marburg 2000.
- Briefe von Süßenbergern an ihren Pfarrer 1946-1950. Selbstverlag 2002.
- Michael Schwartz, Mythos der Integration? Deutsch-deutsche Vertriebenenpolitik im Vergleich. München 2004.